Das Jüdische Echo

Bayerische Blätter für die jüdischen Angelegenheiten

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Viertelj. M. 1.—, Halbj. M. 2.—, Ganzj. M. 4.—, Einzelnummer 10 Pf. — Verlag „des Jüdischen Echos“: München, Herzog Maxstr. 4. — Redaktion: Norbert Weldler, München-Solln, Erikastraße 6.



Anzeigen: Die viergespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum 25 Pf. — Bei Wiederholungen Rabatt. — Dieselbe für kleine Anzeigen 15 Pf. — Anzeigenannahme: Verlag „des Jüdischen Echos“, München, Herzog Maxstraße 4. Fernsprecher: 8099. Postscheckkonto: München 3987.

9. Juli 1915 **München / 2. Jahrgang** **Nummer 27**

1915	Wochenkalender	(5675)	תרעה
	Juli	Tamus תמוז	מטות מסעי Gottesd.: Morgens Haupsyn. $8\frac{1}{2}$ Herzog Rud.-Str. $7\frac{1}{2}$ Sabbath-Ausgang $9.^{03}$
Samstag	10	28	
Sonntag	11	29	Neumondankündig.
		Ab אב	ראש חדש
Montag	12	1	
Dienstag	13	2	
Mittwoch	14	3	
Donnerstag	15	4	
Freitag	16	5	Sabbath-Eingang: Haupt-Synagoge $6\frac{3}{4}$ Herzog Rud.-Str. $7\frac{1}{4}$

Golus

Von Meïr ben Elieser.

Ist uns modernen Juden die Weltorientierung, die der verhängnisvolle Tag unseres staatlichen Untergangs geboren hat, noch eine in uns lebendig wirkende Kraft, lebt das Bewußtsein, Verstossene Gottes zu sein, noch wirklich in uns, vermag der Glaube an die verheißene Erlösung aus dem Golus unser Sein noch von den gewohnten Geleisen auf die Höhenpfade unserer Ureigenheit emporzuheben?

Gott hat uns um unserer Verfehlungen willen aus dem Lande, in dem wir in Ehren hätten untergehen können, vertrieben, uns bis zu unserer reuigen Umkehr in die Länder des ganzen Erdballs zerstreut. Seitdem wandern wir von Land zu Land, von Volk zu Volk, von Vertreibung zu Vertreibung, ohne Ruhe zu finden, die dem Totkranken das Leben oder den Tod erleichtern könnte. Für die wahrhaft Einsichtigen hätte es nicht erst der Entsetzlichkeit dieses Krieges bedurft, nicht erst der grausamen Ausweisung von 280 000 Juden aus ihren jahrhundertelangen Wohnsitzen, nicht erst der entmenschten Judenmetzeleien im okkupierten Galizien, nicht erst der infamen Hochverratsanklage des russischen Generalissimus gegen die Gesamtheit seiner jüdischen Untertanen, um diese gräßliche Agonie unseres Volkes zu veranschaulichen. Für uns, die wir schon lange aus dem schwachen Pulsschlag unseres jüdischen Lebens die Diagnose seiner inneren Verblutung festgestellt haben, sind die Ereignisse der Gegenwart nur eine äußere Betätigung des längst Erkannten.

Aber den Stumpfen und Kurzsehenden, den Selbstsüchtigen und Ängstlichen unter uns öffnete erst die neueste Katastrophe russischer Pogrompolitik die Augen. Es gibt heute keinen Juden (der diesen Namen verdient), dessen Innerstes nicht für das Schicksal der russischen Juden aufzitterte, dessen Herz nicht durch die unendlichen Leiden unserer östlichen Glaubensbrüder mitgetroffen wird, der sich um geringfügiger und zweifelhafter Vorteile willen von der Gemeinschaft mit diesen Märtyrern jüdischer Geradsinnigkeit lossagen könnte.

Dieses nicht aus der Welt zu schaffende, in Zeiten höchster Not deutlicher hervortretende jüdische Solidaritätsgefühl ist zugleich die Grundlage einer wahrhaft universellen Erfassung der Judenfrage, das Fundament jener Golus-Weltorientierung, nach deren Lehre wir uns in der Verbannung befinden. Erst wenn wir von den Schwankungen örtlich und zeitlich begrenzter Verbesserungen und Verschlimmerungen unserer Lage zu abstrahieren gelernt haben, wenn wir bei Beurteilung unseres Daseins das Gesamtschicksal unseres Volkes überblicken, vermögen wir die Wirklichkeit des über uns schwebenden Verhängnisses, die Realität unseres Golus zu ermessen.

Der von den Oberflächlichen schon so oft totgesagte Golus beginnt wieder nach maßlosen Opfern sein unersättliches Haupt zu erheben und seiner furchtbar-zwingenden Gewalt ver-

mag sich niemand zu entziehen. Heute ist Petersburg das lähmende Schreckenswort, von dem Vernichtung ausgeht wie einst von Babylon, und welcher Stadt, welchem Lande wird unser nächster Hochspruch gelten? Der Golus ist wieder rege wie zu Spaniens Zeiten, und wohin soll die Wanderschaft sich diesmal wälzen?

Unter den Flüchtlingen*)

Von Dr. Bernhard Münz, Vorstand der Bibliothek der Israel. Kultusgemeinde in Wien.

Es gibt einen vortrefflichen, weisen Spruch, der uns mahnt, nicht auf den Krug zu achten, sondern auf das, was in ihm enthalten ist. So einleuchtend und selbstverständlich dieser Spruch auch ist, kamen wir doch vor lauter Empfindsamkeit und vielen Ästhetisieren nicht dazu, ihn zu beherzigen und nach ihm zu handeln. Gewaltige, wuchtige Ereignisse erst konnten uns bestimmen, das Sein über den Schein zu stellen.

So bin ich durch den Krieg erst in die Lage gekommen, den Wesenswert der galizischen Juden, der Kaftanjuden, zu entdecken und sie zu bewundern. Ein Stück Neuland hat sich mir in ihnen und durch sie erschlossen. Als Vorstand einer großen Bücherei habe ich tagtäglich Gelegenheit, ihren überwältigenden Idealismus anzustaunen. Sie sind Märtyrer der aller Beschreibung spottenden bestialischen Kampfesweise des heiligen Rußland, das sich nicht darauf beschränkt, seine Heere mit denen der Feinde zu messen, sondern, eine Geißel Gottes, raubt und plündert, mordet und schändet und sengt und ganz besonders die Juden zum Ziele seiner Blindwütigkeit auserkoren hat. Um ihr und ihrer Familien Leben zu retten, haben sie den Wanderstab ergriffen, Haus und Hof, Geschäft und Beruf im Stiche gelassen und von allen Mitteln entblößt, als Bettler ihren Einzug in die Kaiserstadt an der Donau gehalten. Aber sie haben nicht nur den Verlust von Hab und Gut zu beklagen, sondern im Drange und Wirrsal der Flucht sind ihnen Familienmitglieder abhanden gekommen, Eltern sind von ihren Kindern, Männer von ihren Frauen getrennt worden. Kummer und Sorge, Gram und Verzweiflung, Elend und Entbehrungen aller Art sind die unzertrennlichen Gefährten der Flüchtlinge, sie haben ihnen deutliche Spuren aufgedrückt, sie gebeugt, aber nicht — gebrochen, denn das Judentum ist von jeher eine Religion der Lebensbejahung, der Optimismus ist trotz aller entsetzlichen, unsagbaren Unbilden des Schicksals das unverwüstliche Erbteil seiner Bekenner: „Siehe, es schläft und schlummert nicht der Hüter Israels".

Das Gottvertrauen, das die Juden alle anderen Völker der Weltgeschichte überdauern ließ, verläßt sie auch nicht inmitten der Schrecknisse des furchtbaren Weltdramas, das sich vor unseren Augen abspielt; sie hoffen und harren und schöpfen Trost und Erhebung aus ihren heiligen Büchern, ihrem altehrwürdigen Schrifttum. Sie wallfahren zu den Bibliotheken und Lehrhäusern und bilden lebendige Mauern in denselben, daß die Diener Mühe haben, sich hindurchzuwinden und ihnen die erbetenen Bücher zu reichen. Die geräumigen Lesesäle vermögen die Zahl der Besucher nicht zu fassen; allein was ficht sie das an? Können sie nicht sitzen, so stehen sie stundenlang mit den schweren Folianten in den Händen und sie okkupieren auch die Vorräume. Alle Stände und Berufe und Altersklassen sind vertreten. Ergreifend ist es, daß auch rekonvaleszente Soldaten und Offiziere sich unter sie mischen.

Vergleichen wir diese „unzivilisierten" Juden mit jedem anderen Element im großen Mischmasch des Völkerlebens. Welcher zweite Volksstamm wird in einer Lage, wie sie jetzt das äußere Dasein dieser Juden kennzeichnet, einen solchen Anblick bieten, wie die galizischen Gäste unserer Gemeindebibliothek, welche nur von dem einen heißen Wunsch beseelt sind, in dem Aufgehen in geistiger Beschäftigung die Öde des Exils zu vergessen? Wenn man eine Klage von ihnen hört, so ist es die, daß die Bibliothekbenützung nicht in noch weiterem Rahmen gehalten ist. Stundenlang warten sie mitunter, der bittersten Kälte trotzend, im Stiegenhaus auf die Öffnung der Bibliothek, um nur ja rechtzeitig zur Stelle zu sein. Der Andrang zu den Brotverteilungsstellen kann diesen Ansturm nicht übertreffen. Das ist Kultur im Gegensatz zur Zivilisation.

Zu meiner nicht geringen Überraschung nehme ich wahr, daß den Flüchtlingen die Forschungen der deutschen protestantischen Theologen keineswegs fremd sind, daß sie sich mit lebhaftem Interesse in die Arbeiten derselben über Bibelkritik und jüdische Geschichte vertiefen. Sie beschäftigen sich auch mit profanen Wissenschaften. Ein 84jähriger Arzt aus Przemysl schwelgt täglich in der Lektüre philosophischer Werke, die er nach einem System entwicklungsgeschichtlich studiert; Kaufleute, die sich in ihren kargen Mußestunden schriftstellerisch betätigt haben, bestürmen mich mit Fragen über die bedeutendsten Erscheinungen der letzten zwei Jahre auf religionsphilosophischem und völkerpsychologischem Gebiete; wieder anderen ist an der Erkenntnis der Fäden, die sich zwischen der Kabbala und der deutschen Mystik spinnen, gelegen. Ein Postbeamter aus Czernowitz sammelt mit Bienenfleiß Materialien zu einem Lexikon berühmter jüdischer Männer und Frauen, von dem bereits einige Lieferungen erschienen sind. Nicht wenige Flüchtlinge wollen es sich, da das Schicksal sie nun einmal nach Wien geführt hat, nicht nehmen lassen, die Geschichte der Juden in Wien oder gar die spezifisch Wienerische Note der Literatur kennen zu lernen. Das Hauptaugenmerk der letzteren ist auf Arthur Schnitzler gerichtet.

Mit Bewunderung schaue ich zu diesen heimatlosen Greisen, Männern und Jünglingen empor, von denen die Goetheschen Worte gelten:

Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Den harten Prüfungen, den unsäglich schweren Heimsuchungen zum Trotze leben und weben sie im Reiche der Ideen, und das macht sie stark. Der Geist überwindet die Materie, und dieser Umstand berechtigt mich, für die vielverlästerten polnischen Kaftanjuden ungeachtet ihrer absonderlichen Äußerlichkeiten das Epitheton zu reklamieren, das Ibsen in einem Brief an Georg Brandes vom 17. Februar 1871 den Juden verleiht, sie zum „Adel des Menschengeschlechts" zu zählen.

*) Dieser Beitrag ist mit Einverständnis von Verfasser und Redaktion der Zeitschrift „Liberales Judentum" entnommen.

Josef Chazanowicz

Von Dr. Heinrich Löwe, K. Bibliothekar in Berlin.

Der grausame Schnitter Tod hält so grimmige Ernte, daß es genug ist an denen, die wir in jedem Augenblicke wirklich verlieren, als daß es gar noch falscher Nachrichten von schweren Verlusten bedürfte, um uns zu erschüttern. Aber gerade in solchen Zeitläuften ängstigen bekanntlich eingebildete Verluste ebenso und mehr als die wirklichen. In diesem Zusammenhange begreift man, daß uns die Todesnachricht unseres Dr. Josef Chazanowicz zukommen konnte, die scheinbar gut verbürgt an das Zentralbureau und von dort an mich gelangte, mit der Aufforderung dem Verstorbenen einige Worte zu widmen. Die tiefe Verehrung, die in allen Nachrufen zum lebendigen Ausdruck kam, zeugte davon, daß doch allmählich eine Ahnung von der Bedeutung aufsteigt, die Josef Chazanowicz für das wieder werdende Judentum gewonnen hat. Umso größer ist meine Freude, daß ich jetzt erfahre, daß die scheinbar so verbürgte Nachricht unecht war, und daß der prachtvolle Mensch lebt und weiter wirkt, dem die Nachrufe galten. Ich wünsche nur, daß ich noch öfters Gelegenheit finden möge, so ausgezeichnet enttäuscht zu werden. Und wenn das alte Sprichwort die Wahrheit sagt, daß einmal Totgesagte Aussicht auf ein besonders langes und frisches Leben haben, so soll es mir und allen gewiß nicht leid tun, daß wir eine Zeit lang durch die falsche Nachricht herzlich betrübt worden sind.

Aber dabei darf es nicht bleiben. Wir dürfen diesen Anlaß nicht unbenützt vorübergehen lassen. Die Würdigung, die Chazanowicz als Zionist und Mensch, als Jude und als Arzt empfangen hat, sollte dazu führen, daß man ihm noch bei Lebzeiten zeigte, daß man endlich die ungeheuere Wichtigkeit seines hauptsächlichsten Lebenswerkes begriffen hat. Wenn heute wir Juden Palästina friedlich durch schaffende Kultur durchdringen wollen, wenn wir unter der gerechten Herrschaft seiner rechtlicher Besitzer hebräische Kultur aufwachsen lassen wollen, so ist der erste, der diesem Kulturgedanken konkrete Form gegeben hat, eben Josef Chazanowicz. Dadurch daß er erkannte, daß nur der Bücherschatz die Kulturgedanken nach Jerusalem bringen und erneuern könnte, dadurch, daß er durch Sammlung einer Jerusalem-Bibliothek diesem Gedanken greifbare Form verlieh, legte er die wahre Grundlage zu allen künftigen Kulturarbeiten im Heiligen Lande. Er verstand, daß jedes Buch, ob jüdischen oder nichtjüdischen Inhalts, dazu beitragen müßte, Kultur auf dem Wege des Judentums in Jerusalem zu wecken. Er sah es ein, daß die Nation im palästinensischen Völkergemisch die Führung haben werde, die in der Schaffung der Kultur vorangehen und ihre Eigenart darin zum Ausdruck bringen würde. Deshalb setzte er die Arbeit und die ganze Frucht eines reichen Lebens daran, durch die Gründung einer Bibliothek die Unterlagen einer jüdischen allgemeinen und volkstümlichen Kultur zu legen.

Wer die Arbeit eines Chazanowicz nicht bloß mit Worten prüfen will, der kann ihn nicht mehr ehren, als wenn er die Lebensarbeit des greisen Vorkämpfers aufnimmt, um seinen Ideen zur Wirklichkeit zu verhelfen. Dies war auch einer der Hauptgründe, die einen kulturell und jüdisch gesinnten Kreis vermochten, zur Gründung einer zukünftigen hebräischen Universität zu Jerusalem das Fundament durch Schaffung der zukünftigen Universitäts-Bibliothek Jerusalem zu legen. In der kurzen Zeit nach Fassung dieses Beschlusses, vor dem Kriege sind immerhin an die Hauptsammelstelle in Berlin rund 8000 Bände gelangt*), die hier katalogisiert, geordnet und überhaupt bibliotheksfertig gemacht werden. Der Krieg hat diese Sammelarbeit verlangsamt. Immerhin haben viele junge Leute, die ins Feld hinausgingen, vorher letztwillig ihre kleinen Büchereien der hebräischen Universitäts-Bibliothek Jerusalem vermacht und mit schwerem Herzen haben wir bereits solche Büchersendungen von jungen Freunden empfangen, die in dieser Gestalt ihren letzten unvergänglichen Gruß ihrem Lebensideal übersandten. In den Exlibris ihrer Bücher wird der Name der jüdischen Nachwelt im Lande ihrer Sehnsucht erhalten bleiben. Aber im allgemeinen traten natürlich diese Sammlungen von Büchern mit ihrem ewigen Wert hinter dringenden Aufgaben des blutigen Augenblicks zurück. Aber wir hoffen, daß die friedliche Zeit nicht mehr fern sein kann, wo wir in alter Treue die Sammelarbeit, die auch jetzt keineswegs ruht, im Sinne von Dr. Josef Chazanowicz in vollem Maße wieder aufnehmen werden, um in kurzer Zeit das Kulturgebäude der Bücher in Jerusalem errichten zu können, das, von wem und wo es immer geleistet werden sollte, doch nur eine Fortsetzung und ein Weiterbau der von Josef Chazanowicz gegründeten Bibliotheksarbeit für das Land Israel ist.

Man hat Chazanowicz totgesagt, und er lebt. Aber er wird immer leben, so lange jüdische Kultur und jüdisches Geistesleben existiert. Denn dieser Mann mit dem weichen und flammenden Kindergemüt hat allein durch seinen Opfermut und seine unermüdliche Schaffenskraft, durch seinen Ideenmut und seine restlose Hingabe die Bahn gebrochen, daß jüdische und hebräische Bibliotheken im Land Israel das Rüstzeug zu einem neuen Kulturbau des jüdischen Volkes im Lande seiner Ahnen und seiner Zunkunft sein werden. Wer Josef Chazanowicz ehren will, trage dazu bei, daß seines Geistes und Herzens Werk ausgebaut werden. Jedes Buch, das für die Jerusalem-Bibliotheken gespendet wird, trägt dazu bei, auch den Namen Josef Chazanowicz zu ehren und mehr und mehr die Größe und Richtigkeit seiner Ideen greifbar zu machen.

Die Bergjuden von Daghestan

Ein unbekannter Kaukasusstamm.

Von J. M. Merich**)

Der Kaukasus ist zweifellos der Felsen, an dem die russische Macht endgültig zerschellen wird. Der düstere gigantische Gebirgszug mit seinen starren Gipfeln, seinen dunklen Schluchten, seinen zackigen Kämmen, er birgt mehr als eine geheime Gefahr für den Zarismus, für das Moskowitertum. Scheinbar sind die Stämme, die in den Aulen gleich Adlern in unzugänglichen Horsten wohnen, von den Russen unterjocht und stehen unter russischer Herrschaft, doch der Geist der Freiheit, der in diesen Bergen wohnt, kann auf die Dauer

*) Hauptsammelstelle: Kgl. Bibliothekar Dr. Heinrich Loewe, Berlin NW 52, Flemingstr. 12.

**) Mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion und des Verfassers der Wochenschrift „Zeit im Bild" entnommen.

nicht zu schweigendem Schlaf gebracht werden; er schlummert, er wird eines Tages wieder erwachen wie zu den Zeiten Schamyls, der 35 Jahre lang die Russen bekämpfte und die Bergvölker des Kaukasus zu verzweifeltem Widerstand gegen die Zarenherrschaft entflammte. Der Löwe des Kaukasus mußte sich schließlich der russischen Übermacht, den modernen russischen Waffen ergeben. Mit ihm nahmen die kaukasischen Bergvölker das russische Joch auf sich, das sie bald und schmerzlich zu spüren bekamen.

Das ist mehr als 50 Jahre her. Jedoch mit aller äußeren Unterwerfung ging seit diesen Tagen immer die innere Auflehnung gleichen Schritt, die neuzeitliche Waffenkunst blieb auch im Kaukasus nicht fremd, die Söhne der Unterjochten dienten im russischen Heere und lernten moderne Gewehre, moderne Geschütze, moderne Kriegstechnik kennen und fanden daheim gelehrige Schüler unter den Jungen und unter den Alten.

In Rasse, im Glauben, in der Sprache, in den Lebensgewohnheiten sind die einzelnen kaukasischen Bergvölker voneinander durchaus verschieden; sie lieben einander nicht, ja es besteht zwischen einzelnen Stämmen eine direkte Abneigung, die so weit geht, daß eine Eheschließung von zwei Angehörigen solcher feindlicher Stämme zu den Unmöglichkeiten gerechnet wird. Aber eins haben sie alle gemeinsam: den tollkühnen Mut, die Waghalsigkeit, das scharfe Schützenauge und die treffsichere Hand, und außerdem den Haß gegen die Russen.

Nach Hunderten zählen die kaukasischen Gebirgsstämme, die zum Teil noch gar nicht erforscht sind. Die größere Schwierigkeit liegt darin, daß im Kaukasus eine Vielheit der Sprachen herrscht, in die einzudringen selbst dem gelehrten Sprachforscher kaum möglich ist. Zu Dutzenden zählen die Sprachen, die im Kaukasus gesprochen werden, und sie teilen sich wieder in vielerlei dialektische Unterschiede, so daß selbst benachbarte Aule — wie die Dörfer genannt werden — sich oft nicht miteinander verständigen können, wenn nicht das russische, türkische oder tatarische Idiom als Vermittlungssprache dienen kann.

Zu den sprachlichen kommen die Rassenunterschiede und außerdem solche, die durch die verschiedene Lebensweise hervorgerufen werden. Diese ist wieder durch das Klima bedingt, das im Kaukakus je nach der Höhenlage wechselt: mild und angenehm in den Tälern und den Abhängen, rauh in den Gipfeln.

Einer der am wenigst bekannten Stämme sind die Bergjuden, Dag - tschufut, wie sie tatarisch, Jevrey Gorzij, wie sie russisch genannt werden. Die Geschichte ihrer Einwanderung in den Kaukasus, ihre Akklimatisierung ist in so sagenhaftes Dunkel gehüllt, daß diese Bergjuden selbst nichts Authentisches darüber wissen. Sie halten sich für Abkömmlinge persischer Juden, die im 15. Jahrhundert nach Daghestan eingewandert seien und sich dort unter den Kumyken niedergelassen hätten. Da ihre Sprache die Tatsprache ist, die sie neben dem Aseibeidschan-Tatarisch gebrauchen, so scheint dieser Ursprung wahrscheinlich; aber er ist keineswegs bewiesen. Die Tat, ein persischer Volksstamm, bewohnen allerdings den äußersten Westen von Iran und ihre Sprache nähert sich dem Persischen. Ob aber die Bergjuden von dort stammen, ist nicht festgestellt. Juden lebten schon im 8. und im 9. Jahrhundert im Kaukasus in jenen Gegenden, und um das Jahr 1180 soll ein Zug Juden von Jerusalem und Bagdad in diese Gegend eingewandert sein. Der Weg führte durch Persien, wo längerer Aufenthalt genommen wurde. Es ist nicht ausgeschlossen, daß bei dieser Gelegenheit die Tatsprache zur Umgangssprache geworden ist.

Der Hauptsitz der Bergjuden von Daghestan befindet sich nördlich von der Gebirgsscheide. Sie werden auch Bykij genannt, was so viel wie Stiere bedeutet. Diesen Namen sollen sie erhalten haben wegen ihrer Wildheit und ihrem kriegerischem Draufgängertum.

Das kriegerische Wesen der Bergjuden ist historisch so oft beglaubigt und stimmt so sehr mit den Beschreibungen, die einzelne Reisende von ihnen geliefert haben, überein, daß daran nicht gezweifelt werden kann. Der Kaukasusforscher Hahn, der eine zweiwöchige Tour nach dem nördlichen Daghestan unternommen hat, ließ sich daüber manches erzählen, „vom Balkon unseres Hauses", so schreibt er, „bietet sich eine hübsche Aussicht dar. Nach Norden können wir tief unten die Straße fast bis zu dem Felsentor an der Georgsbrücke verfolgen; nach Süden hin eröffnet sich der Blick auf ein kleines Plateau, das sich über dem Ufer des Kara-Koissu erhebt. Es hat den Namen Gudul-Maisan (gudul, aus dem hebräischen gadol, bedeutet groß, das heißt: großer Versammlungsplatz. Dort standen früher große Bäume, unter denen sich die Bewohner der umliegenden jüdischen Aule, die eine demokratische Verfassung hatten, zur Beratung ihrer Angelegenheiten versammelten; erst zu den Zeiten des Muridismus hörten diese Versammlungen auf. Noch heute wohnen in den nahen Aulen Socratl und Rugsch die Nachkommen jener Hebräer. Die Rugscher Juden waren dereinst ein streitbares Völklein und der Schrecken der Nachbarn, die sich zum Schutze vor ihnen in dem großen Aul Tschoch zusammentaten. Dort wohnten sie, Heiden und Christen, miteinander. Als nun der erste Schamchal aus Kasi-Kumuch in diese Gegend kam, lieferte er 3000 Rugschern eine Schlacht, besiegte sie und nötigte die Juden, den Islam anzunehmen. An hohen Festtagen tragen sie aber bis heute althebräische Kostüme".

Die Bekehrung zum Islam war größtenteils eine nur vorübergehende und äußerliche. Mit der bekannten Anhänglichkeit an den angestammten Glauben blieben die meisten der Bekehrten innerlich der Religion ihrer Väter treu, um sich bei passender und günstiger Gelegenheit auch äußerlich wieder zu ihr zu bekennen. Das durften sie besonders zu Zeiten Schamyls, dem sie in seinen Kämpfen gegen die Russen beistanden. Schamyl schätzte die tapferen und geschickten Bergjuden sehr hoch, und er fand nichts daran, seine mohammedanischen Streiter unter jüdischen Oberbefehl zu stellen. Das wilde Draufgängertum dieser jüdischen Anführer verhalf Schamyl zu manchem Siege, aber gegen die russischen Massen, die, ganz so wie heute, schonungslos ins Feuer geschickt wurden, sowie gegen die zweifellos bessere Bewaffnung und fortgeschrittenere Strategie konnte auch der größte Mut auf die Dauer nichts ausrichten und mußte unterliegen.

Immer tiefer zogen sich die Judenstämme in die Berge zurück. In Aulen, die an fast unzugänglichen Stellen errichtet wurden, leben sie, und so weit ab von der Straße des Lebens, daß ihre Existenz fast bezweifelt wurde und beinahe sagenhaft galt. Wer einem von ihnen begegnete, konnte auch auf den ersten Blick keinen Unter-

schied von den anderen Bergbewohnern wahrnehmen; weder im Aussehen noch in der Tracht unterscheiden sie sich wesentlich von ihren Nachbarn, besonders von den mohammedanischen, unter denen sich ja viele rühmen, arabisches Blut in den Adern zu haben, und so stolz darauf sind, daß sie es verschmähen, sich mit den Bewohnern anderer Aulen zu verschwägern.

Es sind meist schlanke, sehnige Gestalten, die man unter den Bergjuden Daghestans trifft. Der Aufenthalt in der klaren Luft, den sie den größten Teil ihres Daseins auszukosten Gelegenheit haben, macht den Körper kräftig und hindert die unschöne Ansammlung von Fett. Immer bis an die Zähne bewaffnet, wenn auch die Zeiten noch so friedlich sind, tragen sie Flinte und Pistole nicht bloß als Schmuck, sondern zum Gebrauch. Deshalb sind sie leidenschaftliche Jäger und dem scharfen Blick und der sicheren Hand entrinnt selten die erstrebte Beute.

Das häusliche Leben dieser Bergjuden entspricht im allgemeinen dem ihrer Nachbarn. Ihre Sittlichkeit ist anerkannt, was damit zusammenhängt, daß die Ehen sehr früh geschlossen werden und Unverheiratete zu den seltenen Ausnahmen zählen. Die Frauen sind in der Jugend sehr hübsch, zuweilen von bezauberndem Liebreiz. Später verfallen sie rasch; der Kindersegen und die nicht immer leichte Arbeit machen sie früher zu Matronen, als dies bei westlicheren Völkern der Fall zu sein pflegt.

Der Anblick eines Auls der Bergjuden ist ein sehr merkwürdiger: solch ein Dorf gleicht meist einer Felsenfestung, und man kann sich vorstellen, daß es harter Kämpfe und einer großen Übermacht bedarf, um diese Wohnstätten zu erobern, ihre Bewohner zu unterwerfen. Einzelne Häuser sind direkt in den Felsen gehauen und erinnern an die mexikanischen Höhlenwohnungen, in denen jetzt noch die Pueblos hausen. Das Innere ist von einer sonst in diesen Gegenden nicht immer zu findenden Sauberkeit. Die Wände werden wiederholt mit frischem Kalk getüncht, der Boden ist festgestampft und mit Matten, bei den Wohlhabenderen auch mit Teppichen belegt. Kupfernes und messingenes Gerät wird stets blitzblank gehalten und ziert die Wände, an denen in malerischer Anordnung der Stolz des Hausherrn, die prächtigen Flinten, die eingelegten Pistolen und die oft sehr kunstvoll verzierten Dolche, die Kinschals, hängen. Es sieht putzig aus, wenn man zuweilen einen Dreikäsehoch mit einem umgehängten Kinschal sieht, der bald so groß ist als der vielleicht sechs- oder siebenjährige Träger. Man wird dabei unwillkürlich an das Märchen vom kleinen Muck erinnert.

Die Bergjuden von Daghestan — deren Zahl auf etwa 30 000 geschätzt wird — sind sehr gastfreundlich und dabei sehr neugierig. Da sie ziemlich abgeschlossen von der Welt leben, so sind sie begierig nach Neuigkeiten und der Fremde, den sein Weg in ihre Dörfer führt, kann sich nicht besser für die gastliche Aufnahme erkenntlich zeigen, als durch möglichst vieles Erzählen. Dabei kreisen die Becher mit dem recht guten Wein, den sie zum Teil selbst bauen. Diese Bergjuden sind nämlich auch tapfere Zecher, wenn eine festliche Gelegenheit sich bietet, und es kommt ihnen nicht darauf an, sich und ihrem Gast einen tüchtigen Rausch anzutrinken. Schon die Sitte des Gesundheitstrinkens erfordert die Bewältigung eines anständigen Quantums: man läßt nicht nur den Gast hochleben, sondern auch alle dessen Ahnen bis auf die Ureltern hinauf. Und da sich der Gast höflicherweise revanchieren muß und die Tischgenossen mit deren Ahnen eine recht staatliche Zahl ausmachen, so kann man sich vorstellen, daß bei einem solchen Gastmahl nicht übel gebechert wird.

Die Frauen und die jüngeren Mitglieder der Familie nehmen an solchen Schmausereien nicht teil; das letztere verbietet schon die Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern, die sehr groß ist. Niemals wird ein Kind es wagen, dem Vater zu widersprechen oder sich ohne seine Erlaubnis überhaupt ins Gespräch zu mischen. Auf der anderen Seite haben die Eltern wieder eine große Zärtlichkeit für ihre Kinder, und zwar wird kein Unterschied zwischen Knaben und Mädchen gemacht. In ihrem Glauben sind die Bergjuden dem alten Mosaismus im großen und ganzen treu geblieben, wenn auch der Verkehr mit den umwohnenden Stämmen manchem fremden Brauch Eingang verschafft hat. Doch halten sie die jüdischen Festtage, versammeln sich zum Gebet in einer Synagoge und haben einen Rabbiner, der das religiöse Leben leitet. Wie sie sich übrigens trotz ihrer Weltabgeschiedenheit mit den Glaubensgenossen anderer Länder verbunden fühlen, bewies die merkwürdige Tatsache, daß zu dem sechsten Zionistenkongreß in Basel eine Abordnung dieser Bergjuden erschienen war.*) Die Männer in ihren kriegerischen, mit Patronen besteckten Kostümen erregten in der friedlichen Versammlung nicht wenig Aufsehen. Wenn die Völker des Kaukasus sich einmal erheben werden, um das russische Joch abzuschütteln — es ist nur eine Frage der Zeit, wann das geschehen wird —, dann werden auch die Bergjuden Daghestans nicht zurückbleiben.

Wie zu den Zeiten Schamyls werden sie in vorderster Reihe stehen, wozu sie auch das Anrecht besitzen: denn wenn es sich um Brutalisierung, um Entrechtung und Knechtung handelt, da sind ja in Rußland die Juden seit langem dazu ausersehen, ebenfalls in erster Reihe zu stehen. Und das wissen auch die Bergjuden in den Felsenklüften von Daghestan, und werden es nicht vergessen haben, wenn über die Gipfel der Kaukasusberge die Sonne der Freiheit wieder wird zu leuchten beginnen.

Feuilleton

Eine jüdische Hochzeitsfeier im Mittelalter

Von Professor A b r a h a m B e r l i n e r.**)

Am Freitag in aller Frühe ruft der Synagogen-Diener zur Synagogen-Andacht und ladet hierbei zugleich die ganze Gemeinde zum Mayen, d. h. zur Feier ein. Alle sollen Teil nehmen an einer solchen Feierlichkeit, die deshalb auch keinen privaten Charakter trug, vielmehr als allgemeine Freude von allen mitempfunden und geäußert wurde. Der Rabbiner und die Honoratioren

---

*) Siehe das Bild in der vorigen Nummer.

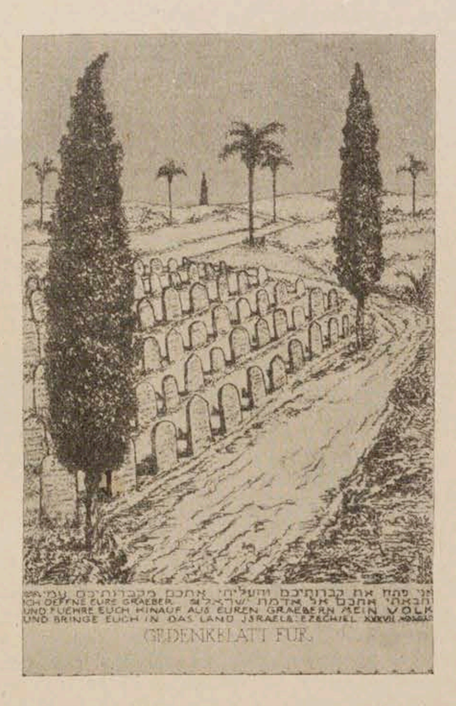
**) Die Schilderung ist dem bekannten schönen Buche Berliners „Aus dem Leben der deutschen Juden im Mittelalter zugleich als Beitrag für deutsche Kulturgeschichte" entnommen, von dem schon in dem Artikel anläßlich seines Hinscheidens vor einigen Monaten die Rede war. Die zweite Auflage des Buches ist 1900 in M. Poppelauers Buchhandlung in Berlin erschienen.

zur Seite des Bräutigams, die ganze Gemeinde im Gefolge, begeben sich mit Vortragung von geflochtenen Kerzen und unter Begleitung der Musiktöne, die nicht selten auf der Straße zum Tanzen anregten, in den Synagogen-Vorhof. Hierauf holen die Träger der Kerzen und die Musikanten die Braut mit deren Freundinnen, geleitet von den Frauen, feierlichst ab. Ist die Braut im Synagogen-Hof angelangt, wird ihr der Bräutigam von dem Rabbiner und den Vornehmen aus der Gemeinde entgegengeführt, der Bräutigam umfaßt die Hand der Braut, die Anwesenden bestreuen sie beide mit Weizenkörnern, ihnen hierbei die Psalmworte zurufend: „Er umgebe dein Gebiet mit Frieden, sättige dich mit dem Mark des Weizens". Unter die Körner wurden auch Geldmünzen gemischt, damit die Armen sie aufsammeln könnten. Hand in Hand geht dann das Brautpaar bis zur Tür der Synagoge, wo es sich ein wenig niederläßt. Nachdem es so vereint einige Augenblicke auf der Bank zugebracht, wird die Braut nach Hause geleitet, damit sie ihre Toilette vollende. Sie legt an ihrem Ehrentage statt des gewöhnlichen Überrockes die Kursen an, welche die verheirateten Frauen an Festtagen zu tragen pflegten. Es war dies ein ziemlich weiter Überwurf, bei dem die Ärmel eng anlagen, mit Pelzwerk gefüttert und mit Seide überzogen. Der Überzug war gewöhnlich ebenso kostbar gestickt, wie das Pelzwerk wertvoll war. Das Sargenes, ein weißes Kleid, welches die Braut darunter trägt, soll die Freude des Tages mäßigen und wehmütige Erinerungen hervorrufen. Das Gesicht verschleiert, wie einst Rebekka in der Nähe Isak's, das Haupt verhüllt — weshalb auch von einem Kranzschmuck, der sonst bereits im Altertum gebräuchlich, nicht die Rede ist — sollte sich die Braut in der größten Freude ihres Lebens, dem Ausspruch des Psalmisten folgend: „Wenn ich, Jerusalem, nicht dein gedächte, wenn ich dich nicht erhebe auf den Gipfel meiner Freude", zugleich an die allgemeine Trauer um Zion mahnen. Auch der Bräutigam bekundet diese schmerzvolle Teilnahme an der Trauer der Gesamtheit. Im sabbatlichen Anzuge zwar, erscheint er jedoch mit seiner Kopfbedeckung wie ein Leidtragender. Er trägt die Kappe, ein Gewand mit offenen Halbärmeln, mit Kragen und Kaputze versehen. Letztere, in den Quellen Mitron, zu deutsch Gugel, genannt, zieht er heute, wie in der Trauer, über den Kopf, nachdem die Stelle am Haupte, wo sonst der Schmuck der Tefillin ihn ziert, mit Asche bestreut worden. Hat der Bräutigam neben der heiligen Lade, an der nordöstlichen Seite, den Ehrensitz eingenommen, beginnt man mit dem Morgengottesdienst, worauf unmittelbar nach dem Gebete die Trauung erfolgt. Die Braut wird unter Musikklängen bis zur Pforte der Synagoge geführt und während sie daselbst verweilt, holt der Rabbiner den Bräutigam ab und geleitet ihn zur Emporbühne in der Mitte der Synagoge. Hierauf begibt sich der Rabbiner in Begleitung der Vornehmsten aus der Gemeinde zur Synagogenpforte, um die Braut feierlichst einzuholen. Der Bräutigam faßt die Braut beim Kleide an und nimmt sie an seine rechte Seite. Die Mutter des Letzteren sowohl, als auch die der Braut stehen während des ganzen Trauaktes auf der Emporbühne. Mit dem Talith, dem Gebetmantel, den nach rheinischer Sitte der Bräutigam heute zum ersten Male umlegt, oder auch mit dem langen Zipfel, der von der Mitra des Bräutigams herabhängt, wird das Brautpaar eingehüllt und es geht so der Trauakt vor sich. Nach Beendigung desselben erfolgen die Glückwünsche für das Brautpaar, man wünscht eine reich gesegnete Ehe, erst im 15. Jahrhundert hört man den noch heute üblichen Glückwunsch „Masal tob" (günstiges Geschick), worauf man sich beeilt, den Bräutigam zuerst nach Hause zu geleiten, damit er nachher der Braut bis an das Tor entgegengehe, ihre Hand ergreife und dieselbe auf die oberste Pfoste lege, um sie so im Bereiche des Hauses als nunmehrige Gebieterin zu proklamieren. Nicht selten aber wurde die Trauung erst gegen Abend vorgenommen. Das eigentliche Fest im sogenannten Brauthause, das jede größere Gemeinde besaß, begann jedenfalls erst am Abend selbst, dauerte aber dann, mit alleiniger Unterbrechung durch den Gottesdienst am Vormittage des Sabbattages, bis zum Sonntag Morgen. Bei der Hauptmahlzeit am Sabbat zur Vesperzeit hielt man sich sogar vom Mincha-Gebet dispensiert. Der Tanz begann, gewöhnlich in der Nacht des Sabbat-Ausgangs, häufig aber schon am Nachmittage des Sabbats selbst. Ausschreitungen, welche die Ungebundenheit bei solcher Gelegenheit hervorrief, waren die Ursache, daß man unter die Zahl der Verordnungen des Rab. Gerschom die Bestimmung aufnahm, daß die Jugend, welche oft Erpressungen sich erlaube, nicht mehr als sechs Denare von dem Bräutigam zu nehmen habe und daß sie von Niemandem irgend etwas heimlich entwenden dürfe. Der Gottesdienst am Freitagabend wird im Hause des Bräutigams von der erwachsenen Jugend abgehalten. Zu dem Gottesdienst am Sabbat Vormittag wird der Bräutigam wiederum von den Honoratioren der Gemeinde feierlichst eingeholt, er erhält mit seinen Beiständen, die ihm von den Eltern des Brautpaares zur Seite gegeben werden, Ehrensitze in der Nähe der heiligen Lade. Er genießt mit seinen Beiständen gewisse liturgische Vorrechte, und bildet auch im Gottesdienst den Glanzpunkt des Tages. Ein ganz besonderes Ritual hat diesen Sabbat-Gottesdienst mit vielen Gesängen, in denen die Neuvermählten und ihre Führer gepriesen und gesegnet werden, ausgestattet. Beim feierlichen Aufruf zur Thora-Vorlesung begleiten ihn die Beistände; er spendet bei dieser Gelegenheit zum Besten des Jugendunterrichts und der Ausstattung armer Bräute, weihet zugleich seinem Ehrentage zum Andenken ein reich gesticktes Band zur Umhüllung der Thorarolle. Aus der Synagoge in seine Wohnung zurückgekehrt, überreicht der neue Ehegatte der jungen Gattin seinen Mantel, Gürtel und Hut, um ihr den Anteil an seinem Vermögen öffentlich zuzuerkennen. Der ganze Tag und die darauffolgende Nacht sind der allgemeinen Belustigung gewidmet, für die natürlich Instrumental-Musik und Gesang unentbehrlich waren. Als daher einmal wegen eingetretener Landestrauer jede Musik untersagt war, verlegte man eine Hochzeitsfeier von Eppstein nach dem drei Meilen entfernten Mainz, um nur nicht der zur Erhöhung der Festfreude wesentlichen Musik zu entbehren. Die Spielleute waren Christen, da am Sabbat das Musizieren nicht erlaubt ist, wie man auch deshalb einmal bei einer solchen Gelegenheit nicht gestatten wollte, daß ein Apostat zum Tanze die Laute schlage.

Literarisches Echo

Gedenkblatt zur Erinnerung an gefallene jüdische Krieger. Originalradierung von Joseph Budko. Bildformat 11,5 : 9; Blattformat 27 : 35. Preis 4 Mark. Neuer Verlag, Berlin W 15.

Joseph Budko heißt der junge Künstler, der dieses schlichte, schöne Gedenkblatt radiert hat, das der Neue Verlag, Berlin, herausgibt. Die kleine Arbeit hat großen künstlerischen Reiz, Rhythmus, einfache Kontrastwirkung, zeichnerische Reinheit zeugen für die Künstlerschaft des Autors. Man soll als genießender Betrachter künstlerische Dinge nicht zergliedern, man kann ja doch nur davon erzählen, welche Seele in ihnen lebt und



was sie uns zu sagen haben . . . Dies Gedenkblatt hat eine innige ernsthafte Seele und erzählt uns: „Ich bin eine Landstraße und auf dem Hügel, der sich an mich lehnt, sind viele aufrechte Grabsteine errichtet. Du siehst an den Steinen, daß es jüdische Gräber sind, lange Reihen jüdischer Soldaten, die auf den großen Heerstraßen, die zu mir führen, gefallen sind. Zwei mächtige Cypressen, wie sie Totenwächter in der ganzen Welt sind, hüten den Schlummer meiner jüdischen Helden. In meiner Ferne aber grüßen die Palmen der Urheimat, und sie stehen im Lichte der Morgenlandshelligkeit." Mehr sagt das Blatt in seiner Bescheidenheit nicht, und das ist das Schönste an ihm. Kein Kriegsemblem stempelt es zur künstlerischen Untat. Auch gedankliche Probleme will es nicht lösen. Weder Baum noch Spruch strebt darnach, darzustellen, wie unlöslich in diesen Helden Judentum und Deutschtum zur Einheit wurde. Der Tod fürs Vaterland, die angeborene Liebe zur Heimatscholle wird nicht betont; diese Noblesse wirkt so wohltuend. Nur eines wird betont: hier ruhen jüdische Soldaten, die von Herzen Juden waren! In ihnen lebte, neben der naturgewollten irdischen Liebe noch eine himmlische Liebe; die Liebe zum Judentum. Worin sich diese Liebe auf Erden bezeugte, ob in tiefem religiösen Glauben, ob in tiefem völkischen Glauben, das gilt hier gleich. Den Namen solcher Juden soll man auf dies schöne Soldatengedenkblatt schreiben. Wer, wie ich, um zwei jüdische Offiziere trauert, die beide, der eine in Frankreich, der andere in Rußland ihren Kompagnien vorausstürmend gefallen sind, der wird das Blatt lieben. Denn jene beiden, an die ihre Freunde unaufhörlich denken müssen, waren der irdischen und himmlischen Liebe gleich teilhaftig. Tapfere Soldaten, wie sie tapfere Zionisten waren. In ihre Träume nicken die Palmen Palästinas, unter deren stolzen Wipfeln ich mit dem Einen der beiden noch vor einem Jahre saß und Zukunftsträume spann . . .

Johanna Simon-Friedberg.

Welt-Echo

Die russische Judenfrage. Die fortschrittliche russische Presse hat in den letzten Tagen wieder die Frage der Gleichberechtigung der Juden in Rußland und Finland aufgeworfen. Als Antwort auf diese Artikel bringt die „Nowoje Wremja" die Erklärung einer hochgestellten Persönlichkeit, daß die gegenwärtige Zeit nicht geeignet sei für die Entscheidung über Fragen, welche in den hohen Sphären eine Meinungsverschiedenheit hervorrufen könnten. Die russische Zensur hat angesichts solcher Erörterungen unliebsamer Fragen den russischen Zeitungen verboten, irgendwelche Nachrichten über jüdische Ausweisungen zu bringen.

Jüdische Delegierte im griechischen Parlament. Bei den letzten Parlamentswahlen sind vier Juden als Delegierte gewählt worden.

Französischer Antisemitismus. Die französische Regierung hat die in Nizza erscheinende Zeitschrift „Eclair" aufgehoben, weil sie eine Reihe antisemitischer Artikel brachte.

Leonid Andrejew für die russischen Juden. Der bekannte russische Schriftsteller Andrejew veröffentlichte in „Utrorossiji" einen Artikel über die Judenfrage, in welchem er unter anderem folgendes sagt: „Ich will nicht beweisen, daß die Ungerechtigkeiten, die den Juden angetan werden, unmenschlich sind, daß man die Juden allen anderen Bewohnern Rußlands gleichstellen muß, das hieße offene Türen einrennen . . . W a n n auf meinen Schultern der „Höcker", den man Judenfrage nennt, gewachsen ist, weiß ich nicht. Ich glaube, ich bin mit ihm geboren. Von der Zeit an, da ich zu Verstand kam, da ich begonnen habe, etwas zu verstehen, lebe ich unter der drückenden Atmosphäre dieses „Höckers"... Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß die jüdischen Leiden niemand nützen und daß die Begrenzungen nur Schlechtes bringen, sowohl den Begrenzten wie den Begrenzern . . . Ich erinnere mich, daß ich einmal eine ganze Nacht mit einem talentvollen jüdischen Schriftsteller darüber diskutiert habe, daß er als Wortkünstler russisch schreiben muß und darf. Er antwortete mir, trotzdem er die russische Sprache mit seiner ganzen Künstlerseele liebe, sich keinesfalls erlauben würde, in einer anderen Sprache zu schreiben, in der sich das Wort „Shid" befände . . . Und obwohl die Logik auf meiner Seite war, habe ich trotzdem gefühlt, daß eine dunkle, nicht verständliche Wahrheit auf seiner Seite ist. Und je mehr ich mich bemühte, mich zu überzeugen, um so tiefer fühlte ich, daß meine Stimme falsch und leer klingt."

Ein russisches Dokument. Das ungarische Korrespondenzbureau meldet aus dem Kriegspressequartier: In der Zeit der Russenherrschaft in Krosna, hat der russische Etappenkommandant folgende Bekanntmachung herausgegeben: Der Etappenkommandant macht bekannt, daß für jeden Fall, in welchem die österreichische oder deutsche Regierung jemanden aus der nichtjüdischen Bevölkerung bestraft, die Juden verantwortlich sind. Zu diesem Zwecke werden jüdische Geiseln mitgenommen und für jeden Nichtjuden wird man zwei Juden umbringen. Krosna, 10. März.

Ein türkischer Prinz über die Juden in der Türkei. Prinz Faûd, der Flügeladjutant des türkischen Sultan hat in einem Gespräch mit einem ungarischen Journalisten die Meinung ausgesprochen, daß die Türkei die großen Verdienste der jüdischen Bevölkerung um das Land anerkennt. Mit größter Begeisterung ziehen sie in den Kampf und gehören zu den tapfersten Soldaten der Armee. Die „Jüdische Legion", welche auf den Dardanellen operiert, verrichtet wahre Wunder. Der Kommandant der Legion, ein türkischer Jude, bekam den Hauptmannstitel und eine Auszeichnung. In den übrigen Militärteilen kämpfen die Juden zusammen mit anderen ausgezeichnet. Die türkischen Militärbeamten machen daher keinen Unterschied zwischen jüdischen und nichtjüdischen Soldaten. Das Gleiche kann hinsichtlich der jüdischen Zivilbevölkerung gesagt werden, welche im jetzigen schweren Moment opferwillig dem Land hilft, so viel sie nur vermag. Die jüdischen Bestrebungen in Palästina sind gut bekannt; niemand zweifelt an dem Patriotismus der türkischen Juden. Ich muß bekennen, daß es eine Zeit gab, in der unsere Regierung mit der jüdischen Bevölkerung nicht einverstanden war und auch nicht gegen die arabischen Stämme, die sich schlecht gegen die Juden verhielten, auftreten konnte. Jetzt befindet sich bei unserer Regierung ein Memorandum, das gewisse jüdische Kreise eingereicht haben und bis jetzt noch nicht beantwortet wurde. Man darf aber hoffen, daß der Ausgang dieser Angelegenheit günstig sein wird. Die Juden der Türkei können vertrauensvoll in die Zukunft blicken.

Gemeinden- u. Vereins-Echo

München. Die von Kultusgemeinde und Rabbinat veranlaßte Sammlung für die durch den Krieg in Not geratenen Juden im Osten und Orient ergab die Summe von Mk. 40.000.—. Davon werden dem „Jüdischen Hilfsfonds 1915" Mk. 30.000.— überwiesen, Mk. 10.000.— behält die Verwaltung für örtliche Bedürfnisse zurück. Für das „Hilfswerk in Palästina", unternommen von den ausschließlich in Palästina tätigen Organisationen, wie Bezalel, Ecra, Kulturverband, Zion. Vereinigung, wurden dem Münchener Lokalkomitee gemäß der Abmachungen mit der Verwaltung der Kultusgemeinde Mk. 2000.— zur Verfügung gestellt.

Würzburg. Zum ersten Male tritt die vom Staatsministerium erlassene neue Ferienordnung für die israelitischen Lehrerbildungsanstalten (Präparandenschulen Burgpreppach und Höchberg und Seminar Würzburg) in Wirksamkeit. Zwar weichen die Ferien selbst im allgemeinen wenig vom seitherigen Modus ab und richten sich auch weiterhin nach den jüdischen Oster- und Herbstfeiertagen; nur für die jüdischen Schaltjahre mit vier Wochen längerem Wintersemester sind Winterferien offiziell angesetzt, um deren Dauer die Osterferien sich dann verkürzen. Aber eine einschneidende Änderung bringt die durch die neuen Verhältnisse bedingte Umlegung von Beginn und Schluß des Schuljahres. Seither schloß das Schuljahr mit dem Sommersemester, also mit Beginn der Herbstferien, gewöhnlich Mitte August. Nach den Herbstfeiertagen, also nach den zwei Ferienmonaten, gewöhnlich im Oktober, begann das neue Schuljahr. Von heuer ab schließt mit dem 15. Juli das Schuljahr, gleich den staatlichen Anstalten; anderntags, also am 16. Juli, beginnt bereits das neue Schuljahr. An diesem Tage haben also die von den Präparandenschulen ins Seminar übertretenden Schüler sich in ihrer neuen Bildungsstätte einzufinden, ebenso wie die neu in die Präparandenschulen eintretenden Knaben in jenen Anstalten. Zwischen Schluß des alten und Beginn des neuen Schuljahres ist also keine Ruhepause; je nach Lage der Herbstfeiertage setzen 3—6 Wochen nach Schuljahranfang die großen Ferien ein.

Am Seminar war die Schlußprüfung für die Oberklasse infolge des Krieges als Notprüfung bereits anfangs März abgehalten worden. Sämtliche 11 Schüler dieser Klasse haben das Reifezeugnis erhalten. Von den 8 Schülern der 5. Klasse hatte einer wegen erfolgter Einberufung zum Heere Ende April die Zwischenprüfung (Schlußprüfung erster Teil) als Notprüfung bestanden. Die übrigen 7 legten die am 16. Juni begonnene regelmäßige Prüfung ab, die am 1. Juli zu Ende ging. Alle bestanden; 5 von ihnen sind auch bereits für das Heer ausgemustert. Von den Schülern der 4. Klasse haben sich einige als Kriegsfreiwillige gemeldet und erwarten ihre Einberufung. Auch mehrere Lehrkräfte sind eingezogen, von den Präprandenschulen wie vom Seminar. Eine Anzahl wurde als unabkömmlich vom Kgl. Staatsministerium zurückgestellt. Im allgemeinen wurde der Unterricht möglichst vollständig aufrecht erhalten. W.

Anzeigen-Echo

München. Wanderbund „Blau-Weiß". Fahrtenzettel. Mädchen. Alle 3 Züge 11. VII. Treffpunkt 7.30 Uhr Starnberger Bahnhof. Planegg. 35 Pfg. Nachmittags: Treffpunkt 1 Uhr. Abfahrt 1.20. Planegg. Kosten 65 Pfg. Buben. Alle 3 Züge. 11. VII. Treffpunkt 1.45 Uhr Hauptbahnhof. Solln—Unterdill—Pullach. Kosten 25 Pfg. Alle müssen kommen wegen Besprechung einer Sommertour.

Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, München, Herzog Maxstr. 4. — Verantwortlich für die Redaktion: Norbert Weldler, München-Solln, Erikastr. 6, für den Anzeigenteil: I. V.: N. Weldler, München-Solln.